

# Georg Langenhorst

## Jenseits von Gotteskritik und Gottesverdunstung

### Annäherungen an Gott in der Literatur unserer Zeit



JILA HAHN · HANS WILHELM EISENBERGER · MICHAEL KRÜGER · HANS-JOSEF ORTHEIL · ARNOLD STADLER · RALF ROTHMANN · PETRA HÖRSBACH · ADOLF MUSCHG · FELIX KASCHUB · SIBYLLE LEWITSCHWARZ · PATRICK BERTH · THOMAS · ELIPELIANI · BARBARA HORNIGRUBER U.A.

HERDER

KARL-JOSEF KUSCHEL

Gott liebt es, sich zu verstecken

Literarische Skizzen von Lessing bis Muschg

„Gott liebt es, sich zu verstecken“



Gott! in der Literatur unserer Zeit? Die Frage scheint schon lange beantwortet zu sein: „Verschwiegen“<sup>2</sup> und verborgen, „verloren“<sup>3</sup> und verabschiedet sei er, so grundlegende Studien zur Thematik. Die hinter der Frage aufscheinende Suche finde nur ein Ergebnis: „Gott liebt es, sich zu verstecken“<sup>4</sup>. Der Blick in die Gegenwartsliteratur könnte dann nur eines erbringen: eine erneute Bestätigung der Gottesverdunstung, der resignativen Einsicht in die ständig schwindende Präsenz des Gottesgedanken in der Gegenwartskultur.

So könnte der Befund sein – ist es aber nicht. Ein genauer Blick vor allem in die Entwicklungen der letzten zehn Jahre führt genau zu dem gegenteiligen Ergebnis: „Ich gönne mir das Wort Gott!“ Unter dieser Überschrift erscheint ein Interview mit *Andreas Maier*, einem der wichtigsten Autoren der jungen Schriftstellergeneration im deutschsprachigen Raum in der Frühjahrsliteraturbeilage 2005 der „ZEIT“. Im Interview führt er aus: „Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.“ Und gegen alle falschen Vereinnahmungen betont er: „Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien. (...) Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.“<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Ausführlich zum Thema: *Georg Langenhorst*, „Ich gönne mir das Wort Gott“. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur, Freiburg – Basel – Wien 2009.

<sup>2</sup> *Hans Jürgen Baden*, *Der verschwiegene Gott*. Literatur und Glaube, München 1963.

<sup>3</sup> *Josef Imbach*, *Sehnsucht nach dem verlorenen Gott*, Graz – Wien – Köln 1992; oder *Magda Motté*, *Auf der Suche nach dem verlorenen Gott*. Religion in der Literatur der Gegenwart, Mainz 1996.

<sup>4</sup> *Karl-Josef Kuschel*, *Gott liebt es, sich zu verstecken*. Literarische Skizzen von Lessing bis Muschg, Ostfildern 2007.

<sup>5</sup> *Andreas Maier*, *Ich gönne mir das Wort Gott*. Gespräch, in: Die ZEITLITERATUR, März 2005.

Entscheidend: Mit dieser Wiederentdeckung von Religion und der literarischen Annäherung an Gott steht Maier nicht allein da: Unbefangen, ohne Scheu integrieren zahlreiche AutorInnen Religion und Gottesfrage in ihr Schreiben. Nach Jahrzehnten der vorherrschenden Distanz zu Kirche, Glaube und Gottesfrage trauen sich SchriftstellerInnen zu öffentlichen Bekenntnissen in Sachen Religion. „wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf“<sup>6</sup>, betont der österreichische Lyriker *Ernst Jandl* 1995 in seiner „rede an friederike mayröcker“. „Ich glaube ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich glaube und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen“<sup>7</sup>, schreibt *Hans-Josef Ortheil* in seinem 2001 vorgelegten Roman „Lo und Lu“. Ganz offensichtlich spüren viele SchriftstellerInnen jene Veränderung, die der Münchner Erzähler und Lyriker *Michael Krüger* in seinem Gedicht „Hotel Wandl, Wien“ aus dem 1998 erschienenen Band „Wettervorhersage“ wie folgt benannt hat: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an“<sup>8</sup>. Im kulturellen Klima der Gegenwart ist es offensichtlich „nicht mehr“ nötig, auf Distanz zu Religion zu gehen. Im Gegenteil: Es ist möglich Religion produktiv aufzugreifen.

In der literarischen Umsetzung sind dabei ganz unterschiedliche Zugänge in Stil, Gattung und Aussageabsicht erkennbar: Über Gottesfrage und Religion kann man schreiben in der Sprache des feinfühlig nachgezeichneten Alltags (wie etwa *Hans-Josef Ortheil* oder *Ralf Rothmann*); Religion lässt sich thematisieren in der Erinnerung an die Faszination von Liturgie (wie etwa bei *Arnold Stadler* oder *Ulla Hahn*); Religion wird geschildert als Teil repressiver Lebenszwänge (wie etwa bei *Christian Friedrich Delius* oder *Josef Winkler*); Religion wird literarisch gestaltet in

<sup>6</sup> *Ernst Jandl*, *lechts und rinks*. gedichte statements peppermints '1995, München 1997, 51.

<sup>7</sup> *Hans-Josef Ortheil*, *Lo und Lu*. Roman eines Vaters, München 2001, 183.

<sup>8</sup> *Michael Krüger*, *Wettervorhersage*. Gedichte, Salzburg/Wien 1998, 29.

der Sprache des selbstverfassten Mythos (wie etwa von *Patrick Roth*); Religion kann als Teil von Wahrnehmung und Ausdruck erlebter oder erdachter Wirklichkeit und Möglichkeit gestaltet werden (wie etwa bei *Michael Krüger* oder *Hans Magnus Enzensberger*); Religion wird zur fasziniert entdeckten Dimension von Fremdheit und Fernsucht (wie etwa bei *Adolf Muschg* oder *Barbara Frischmuth*); Religion wird neu anhand von Pfarrergestalten thematisiert, seien diese katholisch (wie etwa bei *Petra Morsbach*) oder evangelisch (wie etwa bei *Dieter Wellershoff* oder *Ulrike Draesner*); über Religion lässt sich schreiben im Modus des Grotesk-Surrealen, des Absurd-Komischen (wie etwa bei *Sibylle Lewitscharoff* und *Felicitas Hoppe*). Stellvertretend für eine breite Palette ganz unterschiedlicher Zugänge können hier nur zwei Beispiele aus dem Bereich der Prosa skizziert werden, jeweils eines aus evangelischer und katholischer Tradition.

### Neues von der Gottsucherbande: *Sibylle Lewitscharoff*

Die 1954 in Stuttgart geborene und dort auch aufgewachsene *Sibylle Lewitscharoff* – Tochter eines bulgarischen, orthodoxen Vaters und einer deutschen, pietistisch-evangelischen Mutter, selbst evangelisch getauft und erzogen – hat den Literaturbetrieb von Anfang an verblüfft. Dass man heute so schreiben kann, war lange Zeit kaum denkbar: äußerst klug, humorvoll, reich belesen, anspielungsreich, kreativ in der Erfindung neuer Worte und Wortfügungen, und all das in einer Mischung aus Skurrilität und Surrealismus. Das mit dem Magister abgeschlossene Studium der Religionswissenschaft in Berlin hat tiefe Spuren hinterlassen, genauso wie längere Aufenthalte in Buenos Aires, Rom und Paris oder die Broterwerbsarbeit als Buchhalterin in einer Berliner Werbeagentur.

„*Consummatus*“, 2006 erschienen, ist bis heute der zentrale Roman der Autorin. Der Titel spielt an auf die biblisch vermittelten Schlussworte Jesu am Kreuz – auf Latein „*consummatus est*“, „es ist vollbracht“ – die mehrfach in den Roman eingebaut werden. Samstag, der 3. April 2004. Der 55-jährige Stuttgarter Gymnasiallehrer (Deutsch und Geschichte) Ralph Zimmermann kehrt – wie so oft samstags – in das dortige Café Rösler ein und nimmt ein alkoholfreiches, vierstündiges Frühstück zu sich. Um ihn her, bei ihm: die Schatten seiner Toten, die fortwährend wispern, ihn umschweben, Erinnerungen und Einflüsterungen vornehmen.

<sup>9</sup> *Sibylle Lewitscharoff*, *Consummatus*. Roman, München 2006, Zitate fortan im Text.

Lewitscharoff wagt in diesem Roman in spielerischer Fortschreibung des Orpheus-Mythos die Einkehr in das Reich der Seelen der Verstorbenen, die mitten unter uns existieren. Eine bizarr gemischte Gesellschaft tritt auf: Dichterstimmen ertönen (etwa die von Benn, Rilke, Strindberg), Jesus erscheint, Größen der Popszene des 20. Jahrhunderts tauchen auf (wie Andy Warhol, Bob Dylan, Jim Morrison, Jimi Hendrix), aber auch die Seelen von Personen aus Zimmermanns persönlichem Umfeld: Freunde, die Mutter, vor allem aber seine Geliebte, Johanna, genannt Joey oder Jojo. Frech, raffiniert, witzig mischt die Autorin einen Erinnerungsstrom zusammen, in dem Gedanke und Phantasie, Empirie und Transzendenz in einen gewaltigen Narrentanz eintauchen.

Vor vier Jahren, so berichtet der Ich-Erzähler, habe er eine Natterfahrung durchlitten, die ihn nun befähigt, anders als andere die Seelen der Toten mitten unter uns zu erkennen. Und mehr: Ihm, dem „großen Totenohr“, wurde die Rolle auferlegt als „Berichterstatter“ vom Jenseits zu fungieren. Der Auftrag ist eindeutig: „Kehr um und sag, wie's dort zugeht. In klaren, einfachen Worten.“ (70) Was aber tun, wenn man die Worte nicht findet oder niemand sie hören will? Wenn man spürt: „Umso öfter ich ihn benutze, desto mehr missfällt mir der Begriff *Jenseits*“ (37)? Jedes Kapitel dieser gewagten literarischen Jenseitsphantasie wird eingeleitet durch ein so genanntes „Jupiterquadrat“, gebildet aus vier übereinander angeordneten Reihen zu je vier nur einmal vorkommenden Zahlen von 1 bis 16, deren Quersummen in allen Kombinationen jeweils 34 ergeben. Die jeweilige Kapitelnummer wird optisch hervorgehoben. Mehr als Spielerei: Ein Verweis auf eine kabbalistische Tradition, der die mystische Nichtfassbarkeit des Erzählten noch steigert. Kaum verwunderlich, dass ein Roman, der die Grenze von Leben und Tod überwindet, voll ist von religiösen Anspielungen: Da finden sich Verweise auf biblische Gestalten wie Adam, Hiob, Jakob, Josef oder Kain; immer wieder taucht Jesus auf; zahlreiche Bezüge bringen „Gott“ ins Spiel. In aller spielerischen Verrücktheit liegt mit „*Consummatus*“ ein zugleich äußerst sprachmächtiger wie tief theologischer Roman vor. Wie folgt charakterisiert der Erzähler sich selbst: „Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus nahm ich ernst, ernster als meine Eltern, die an der Oberfläche Christen waren und nur an wichtigen Feiertagen in die Kirche gingen. Jesus blickte nachts durchs Fenster in mein Zimmer, um zu prüfen, ob alles aufgeräumt war und die Schuhe nebeneinander standen, auf den Millimeter genau.“ (59) Es gibt eine ganze Reihe von Beispielen aus der Erzählprosa, die als therapeutische Abrechnung mit den Zwängen religiö-





ser Erziehung konzipiert sind: etwa „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“ (1994) oder „Amerikahaus und der Tanz um die Frauen“ (1997) aus der Feder von *Friedrich Christian Delius* (\*1943), der gleichwohl 2009 mit dem „Evangelischen Buchpreis“ ausgezeichnet wurde. Ganz anders hier: Lewitscharoff betont die bleibend positive Bedeutung von Religion: „An jedes einzelne Wunder habe ich in Kindertagen geglaubt, und es fällt mir kein Grund ein, weshalb ich sie im Erwachsenenalter bespötteln sollte.“ (155) Im Gegenteil: „Seit meinen Pubertätsjahren gehörte ich zur sogenannten Gottsucherbande, grübelte mir über Gotteserweisen und Gottesproblemen die Stirnhöhle eitrig.“ (84) Und das nicht positionlos: „Zu den Pantheisten, den eifrigen Verfechtern der Ökumene, die jeden toleriert, der irgendwann irgendwas für Gott nimmt (...) zählte ich mich nie.“ (85) Ein Gottsucher, der aus dem Jenseits zurückgekehrt ist, um davon zu erzählen, ohne es doch angemessen zu können – das ist er, dieser Ralph Zimmermann, „Gottes kreuz und quer rennendes Schlussgeschöpfer“ (49), voll von der Erfahrung des „Zermahlenwerdens zwischen dem Mühlstein Gott und dem Mühlstein Teufel“ (64). Als Mensch voller „Gottesbedürftigkeit“, der „IHN“ häufig „im Munde“ führt (87), wird er aber nicht nur zum Boten des Jenseits, sondern zum Gotteskürer: „Die frohe Botschaft lautet: Es gibt Ihn.“ (95) Und wie könne man sich Gott vorstellen?

„Geahnt, gewünscht hatte ich es immer, daran gezweifelt auch immer. Er ist die große schwarze Null. Seine Majestät sind enthalten in jeder wohlgefassten Rechnung. Er wird spürbar in der Stille einer großen Bibliothek. Zusammenfall Seines Reiches mit dem Universum und einer Winzigkeit darüber hinaus. Durchs Leben streicht Er als Hinwelle, das Totenreich durchheilt Er als Rückwelle. Er ist nicht der klassische Repräsentant eines vollkommenen Menschen. Er ist der Verweigerer, der uns Seine Nähe vorenthält. Er ist diskret. Zwischen An- und Abwesenheit schaltet Er schneller hin und her, als wir es in Lichtgeschwindigkeit messen könnten. Er ist die maximale Eleganz. Wenn Er blinzelt, hagelt es einen Scherz, der von uns Menschen schlecht verkraftet wird.“ (95)

Tatsächlich entwickelt der Erzähler so eine ganz eigene, teilweise von kabbalistischen Lehren inspirierte Gotteslehre und heilsgeschichtliche Schau, von denen er durchaus weiß, dass sie „theologisch nicht korrekt“ (204) sind, aber das schert ihn wenig: „Alle werden Gott, genauer gesagt alles, was tot ist“. Konsequenz:

„Gott wächst sekundlich. Einzigartiges Wesen, das sich während der Schöpfung zurückzog, in die Anonymität sank und damit allem, was lebte und starb, erlaubte, allmählich zu Ihm zu werden und an einem erneuten Gotteswachstum teilzuhaben. Dazwischen machte er sich noch bemerkbar und schickte Seinen Sohn – zu Konkurrenz Zwecken, als Mittler und Mahner auf der Schädelstätte, als Richter und Erlöser im Himmel.“ (204)

Und was genau bringen die Toten ein, um zu Gottes Wachsen beitragen zu können? „Drei Eigenschaften bestimmt: Einsamkeit, umfassende Wirksamkeit, verstörende Unwirksamkeit.“ (205) Und er selbst, der langsam mehr und mehr betrunkenen Erzähler, umgeben von seinen Seelenschatten? „Ich bin kein Zaddik, kein heiliger Narr, der Gott herausfordert, Ihm etwas abhandelt oder wenigstens eine Antwort von Ihm erzwingt“, sondern „nur eine flau Christenseele, die alles schluckt und gegen alle Erfahrung hofft und hofft und hofft“ (96).

Gegen Ende des Romans verlässt Ralph Zimmermann das Café und schlendert durch die schneeflockenumspielte Stuttgarter Altstadt. Im Blick auf das kommende Osterfest kreisen seine Gedanken um den Gott, der die Auferstehung der Toten ermöglichen soll. „Die Selbsterschließung Gottes in *Ich bin der ich bin* ist der schönste aller Kurzmonologe, in endloser Wortfolge zieht er sich durchs Universum“, selbst wenn zuzugeben sei, dass „auch die Triangel aus Vater, Sohn und Geist“ (220) ihre Reize habe. Er selbst jedoch werde durch „das *Michsehrwundern* definiert“ (221). Die Schlussworte bleiben den Stimmen der Seelen überlassen, die – gedruckt zwischen Symbole fallender Flocken – den Lutherspruch setzen: „Glaube ist eine verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade. Solche Zuversicht macht fröhlich, trotzig und lüstig gegen Gott und alle Creaturn“ (232). So endet „Consummatus“ in verwundert-verwirrtem Optimismus.

Die Literaturkritik reagiert auf diesen kühnen und mehrfach preisgekrönten Entwurf mit ungewöhnlicher Begeisterung. Lewitscharoff lege hier so etwas vor wie eine „Wiedereinführung christlichen Gedankenguts in die Pop-Mythen des 20. Jahrhunderts“<sup>10</sup>. Mit Leichtigkeit, Sprachwitz und surrealistischem Ernst pendelt sie zwischen Diesseits und Jenseits in eine eigene Wirklichkeitsebene, die sich aller Festlegung entzieht. Eines ist gewiss: Hier liegt ein fulminanter Gegenentwurf

<sup>10</sup> *Beatrix Langner*, *Komm, stirb mit mir*, in: *Literaturen* 04/2006, 65f.

vor gegen das der Autorin nur zu gut bekannte „Stahlgehäus des protestantischen Atheismus“<sup>11</sup>, den sie in ihrem neuesten Roman „Apostoloff“ (2009) einer Romanfigur zuschreibt. Nein, einen derart gottgetränkten, jenseitssehnsüchtigen Roman hat die deutschsprachige Literatur lange nicht gesehen. Ich wage die Prognose: In baldiger Zukunft wird Lewitscharoff so wie Delius vor ihr mit dem „evangelischen Literaturpreis“ ausgezeichnet werden, explizit verliehen nur für „Bücher, für die Christen sich einsetzen können“. Wer, wenn nicht sie?

Bereits 2003 wurde der folgende Autor mit genau diesem Preis ausgezeichnet, damals zur großen Überraschung selbst vieler Insider: Erstens – ein katholischer Autor, dessen religiöse Passagen ausschließlich in seiner Konfession verbleiben; zweitens ein Autor, der sich einen Namen gemacht hat als Erzähler von knallhart-realistischen Romanen um das Aufwachsen im Ruhrgebiet in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. Dafür „können sich Christen einsetzen“? Ein genauerer Blick lohnt sich.

### Mehr als nur neue, aufgeschreckte Religiosität:

#### Ralf Rothmann

„Jesus im Ruhrpott“ – unter dieser Überschrift erschien im Herbst 2004 in der ZEIT eine Besprechung des Romans „Junges Licht“ von Ralf Rothmann, die das Buch als „einen schönen und bedeutsamen, einen intelligenten und menschlichen Roman“<sup>12</sup> anpreist. Rothmann, Jahrgang 1953 und damit ein Jahr älter als Lewitscharoff, zählt inzwischen zu den wichtigsten deutschsprachigen Schriftstellern seiner Generation. Dass Religion, dass speziell die Auseinandersetzung mit dem Katholizismus zu einem prägenden Zug seines Werkes würde, war im ersten Jahrzehnt seiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht vorhersehbar.

Das erste große Themenfeld, bis heute bei Rothmann immer wieder literarisch produktiv, ist ein Nachzeichnen des eigenen Aufwachsens. Dabei werden autobiographische Erfahrungen aufgegriffen, dann aber zu frei fiktiven Erzählungen und Romanen ausgestaltet. „Die Sachen, die ich schreibe, sind natürlich autobiographisch getönt“<sup>13</sup>, bestätigt er in einem seiner seltenen Interviews, um freilich auf dem grundsätzlich fiktionalen Charakter seiner Werke zu bestehen. In Schleswig geboren, ver-

brachte Rothmann die ihn prägende Jugend in Oberhausen im Ruhrgebiet. Der Vater war im Bergbau tätig, Rothmann selbst schloss nach der Volksschule eine Maurerlehre ab, versuchte sich danach in mehreren Berufen, etwa als Koch, Krankenpfleger oder Drucker. Seit 1976 lebt er eher zurückgezogen als freier Schriftsteller wie Lewitscharoff in Berlin.

Die Rothmanns Bekanntheit begründenden Bildungsromane „Stier“ (1991) und „Wäldernacht“ (1994) entfalten in aller Anschaulichkeit, Drastik und Härte, stets aber mit mitfühlender Sympathie das Alltagsleben von Jugendlichen aus dem Arbeitermilieu, geprägt von Einsamkeit, Gruppenzwängen, kleinen Rebellionen und letztlich vergeblichen Ausbruchversuchen. Erzählt werden sie fast durchgängig von einer distanzierten Außenperspektive, von jemandem, der alles konkret miterlebt, ohne doch je tatsächlich ganz dazu zu gehören: „Das Beiseitestehen und Beobachten ist meine Haltung schon seit der Kindheit“<sup>14</sup>, so Rothmann dazu im Interview. „Milch und Kohle“ (2000) folgt dieser Erzähltradition, schlägt jedoch den Bogen zurück zur Umwelt der Geburtslandschaft in Schleswig („Milch“). Seit dem Schauspiel „Berlin Blues“ (1997) wird vor allem Berlin zum Hauptschauplatz seiner Werke, etwa in „Flieh, mein Freund“ (1998), „Hitze“ (2003) oder zuletzt in „Feuer brennt nicht“ (2009).

Dass Rothmann religiöse Motive verwenden würde, war bis vor wenigen Jahren kaum denkbar. In den Beschreibungen der Ruhrgebietsjugend tauchten zwar selten auch Anspielungen auf die Kirche auf, aber wenn, dann eher in Form von Karikatur und satirischer Bloßstellung. So kann in „Wäldernacht“ (1994) zwar ein katholischer Pfarrer auftreten, aber wie? Der Erzähler schildert einen Gottesdienst mit Behinderten, dem er zufällig beiwohnt:

„Pastor Maaßen, mit erhobenen Armen, predigte weniger zu seinen Schäfchen hinunter; die knotigen Finger krumm, Mundwinkel krummer, sprach er ins Unendliche hinauf. (...) Übel klang das schöne Wort in Maaßens Mund. Dieser Stimme zufolge war das Paradies ein Militärgelände, und der anklagende oder gar drohende Unterton seiner Rede hatte mich stets an innere Verließe denke lassen, hallende Folterkeller, in denen ich gequält wurde“.<sup>15</sup>

<sup>11</sup> Sibylle Lewitscharoff: *Apostoloff*. Roman, Frankfurt 2009, S. 64.

<sup>12</sup> Ursula März, *Jesus im Ruhrpott*, in: *Die Zeit* 16.09.2004.

<sup>13</sup> *Ich sehe keinen Anfang und kein Ende*. Gespräch mit Ralf Rothmann, in: *Freitag* 31 (28.07.2000).

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ralf Rothmann, *Wäldernacht*. Roman 1994, Frankfurt 1996, S. 167.



Die Kirche und ihre Repräsentanten reihen sich so ein in jene halb realistisch, halb karikierend geschilderten Institutionen, Personen und Rahmenbedingungen, die das Aufwachsen in dieser Zeit erschwerten, gegen die man sich emanzipieren, von denen man sich befreien musste.

Dass diese Vorgabe jedoch nur eine von mehreren Figurenperspektiven darstellt, wird bei einem sorgsamem Wiederlesen der Frühwerke Rothmanns deutlich. Bereits 1988 war die Erzählung „Der Windfisch“ erschienen, bereits hier ein Einblick in das Leben eines jungen Mannes im zeitgenössischen Kontext. Hier aber werden ganz andere Erfahrungen und Assoziationen mit Kirche und Religion aufgerufen. Lohser, der Protagonist, gelangt zufällig in eine Kirche und erinnert sich an die Automatismen aus seiner Kindheit. „Er zündete eine Kerze an, bekreuzigte sich flüchtig und staunte; es war eine Wohltat. Er bekreuzigte sich noch mal. Es blieb eine Wohltat.“ Das ist mehr als die Schilderung einer überraschenden Heimkehr in ein wohlthuendes katholisches Ritual. Rothmann lässt seinen Helden in Figurenrede reflektieren:

„Wenn es ihm, dem Liebhaber und Geliebten des Augenscheins, tatsächlich einmal gelang, seine automatische und wohl darum schon fragwürdige Skepsis zum Schweigen zu bringen, wenn er in einem Gottglauben mehr als nur neue, aufgeschreckte Religiosität und panische Besinnung von Verseuchten auf dem Sterbebett sehen konnte, empfand er ihn als gewaltigen Trost, als Kraft, mit der sich alles, selbst das eigene Ende, bestehen ließ.“<sup>16</sup>

Bei aller Skepsis, bei aller stilistischen Distanzierung wird eine überraschende „neue Religiosität“ beschrieben, die am tief eingesenkten Kinderglauben anknüpft, ihn verändert und mit der Hoffnung auf Trost und Kraft zur Lebens- und Sterbensbewältigung verbunden wird. Gewiss, auch das ist nur Figurenperspektive, auch das ist nur ein Randmotiv in einer ansonsten ganz eigenständigen Erzählung, aber hier wird ein Motivbündel kurz angedeutet, das später reiche Entfaltung erfahren sollte, vor allem in dem Gedichtband „Gebet in Ruinen“ (2000).

In den letzten Jahren folgt Rothmann literarisch zwei Hauptlinien. Einerseits wendet er sich in den viel gelobten Bänden „Winter unter Hirschen“ (2001) und „Rehe am Meer“ (2006) der Form der kürzeren Erzählung zu, in der das Numinose mitten in den Alltag

hinein bricht, durch die realistisch erzählten Geschichten hindurch scheint, so dass Realität und Transzendenz ineinander verschwimmen. Wendungen ins Unvorherseh- oder ins Wunderbare heben die Erzählungen aus dem Bereich rein realistischer Schilderungen heraus und bleiben so angesiedelt auf der literarisch so reiz- wie anspruchsvollen Grenze zwischen dem Profanen und dem Numinosen. Sein Schreiben ist geprägt von der „Einsicht, dass die Welt endgültig verloren wäre ohne den Glauben an das Wunderbare“<sup>17</sup>, so lässt Rothmann sein alter ego in dem bis dato neuesten Roman „Feuer brennt nicht“ reflektieren.

Andererseits kehrt Rothmann erneut in die Schilderung der Jugendzeit zurück, um gerade dem Religiösen dort nun mehr Profil zu geben. Vor allem dem Katholizismus kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Rothmann beschreibt in literarischer Verkleidung unbefangen und mit kritisch-positiven Wertungen seine religiöse Sozialisation: die Zeit als Messdiener, der Umgang mit Pfarrern, den Ablauf und das Erlebnis von Gottesdienst und Beichte. „Ich bin ja brachial katholisch erzogen worden und war letztlich bis zur Pubertät inbrünstig katholisch“, so Rothmann im oben bereits zitierten Interview. Auf abwertende Distanzierungen wartet man aber auch hier vergeblich. Im Gegenteil: „Schon in der katholischen Kirche mit all dem Gold und dem Glitter und dem Weihrauch-Pomp drängte sich bei mir die Ahnung auf, das Schöne und das Göttliche – irgendwie sind die eins. Für mich gab es da immer eine klare Affinität.“<sup>18</sup>

„Junges Licht“ – 2004 erschienen und eben als „Jesus im Ruhrpott“ etikettiert – ist vielleicht der Schlüsselroman zum Werk Ralf Rothmanns. Der Ich-Erzähler Julian schildert die Phase seines Aufwachsens auf der Grenze von Kindheit zu Jugend. Messdiener zu sein war für den katholischen Bub eine Selbstverständlichkeit. Wie folgt schildert er seine erste Beauftragung zum Vorleser im Gottesdienst:

Pfarrer Stürwald sah mich an. Er humpelte, hatte einen richtigen Klumpfuß, der in einem schwarzen Spezialschuh steckte, und im Religionsunterricht schlug er schon mal zu. Wir nannten ihn Pastek. Er streckte einen Finger vor. „Kannst du lesen?“ Cremefarben die Robe, und er trug eine Schärpe aus Silberbrokat; doch die Brillengläser waren schmutzig, man konnte Fingerabdrücke und Haarschuppen sehen. (...) Dann



<sup>16</sup> Ralf Rothmann, *Der Windfisch*. Erzählung 1988, Frankfurt 1994, S. 19.

<sup>17</sup> Ralf Rothmann, *Feuer brennt nicht*. Roman, Frankfurt 2009, S. 250.

<sup>18</sup> Gespräch in: Freitag 31, a. a. O.

schlug er ein ledergebundenes Buch auf, eines der großen, und hielt es mir hin. Sein Daumen war gelb. „Lies mal die Stelle hier. Schön laut.“

Ein Text in Fraktur. Die ausgemalte Initiale war so fett gedruckt, dass ich die Motive, Blattgirlanden und kleine Vögel, unter meinen Fingern fühlte. „Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden. Denn siehe, alle Menschen gehören mir; die Väter gehören mir so gut wie die Söhne; jeder, der sündigt, soll sterben.“ „Na prima.“ Stürwald hustete; sein Atem roch nach Rauch. „Klingt doch gut. Du machst den Lektor. Gib acht, dass du nicht zwei Seiten auf einmal umblätterst; der Goldrand klebt. Und los jetzt, stellt euch auf!“<sup>19</sup>

Im Vergleich mit der Schilderung von „Pastor Maaßen“ aus „Wäldernacht“ wird ein anderer Ton deutlich, eine genaue Wiedergabe von Beobachtung, die der satirischen Distanz, der nachträglichen Abwertung nicht mehr bedarf. Hier geht es um die Schilderung von Erfahrung aus der Perspektive des 12-Jährigen, die als solche bestehen darf, während in „Wäldernacht“ der kritisch beobachtende und kommentierende junge Erwachsene den Ton bestimmte. Im ganzen Roman wird ein Zeitgefühl, eine biographische Phase geschildert, in der die konfessionelle Glaubenspraxis selbstverständliches Element des Alltagslebens ist.

Im Blick auf das vorliegende Werk von Ralf Rothmann kann man festhalten: Religion wird in seinem Werk auf zweierlei Arten literarisch fruchtbar: Zum einen wird das aus der Transzendenz in die Immanenz hineinschimmernde Numinose zum Stilprinzip. Neben diese Stilebene tritt die thematische Anlehnung an biblische Motive, Stoffe, und Sprachformen auf der einen, sowie die Ausgestaltung von aus der Zeit volksreligiöser Selbstverständlichkeit entlehnter Erinnerung an katholische Glaubensvollzüge auf der anderen Seite.

### Perspektiven für Gemeinde- und Büchereiarbeit

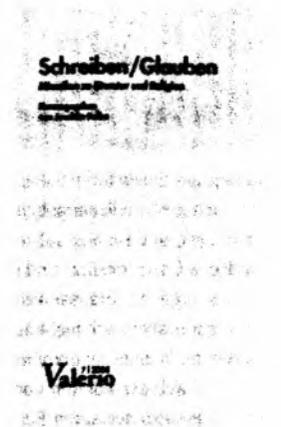
Aus dem nur an wenigen Beispielen verdeutlichten Befund einer neuen, breit gestreuten, formal wie inhaltlich vielfältigen Gottesrede in der gegenwärtigen deutschsprachigen Literatur ergeben sich mehrere mögliche Konsequenzen für die Gemeinde- und Büchereiarbeit. Zunächst bestätigen sie die Rede von einer Renaissance des Religiösen in unserer Gesellschaft auf einer nur selten

beachteten Ebene. Die literarischen Texte spiegeln individualisierte Formen des Religiösen, die frei von jedem institutionellen Zwang subjektive Zugänge zur Gottesfrage erschließen. Und ganz gewiss sind dies Bücher, „für die Christen sich einsetzen können“. Indirekt bezeugen sie freilich noch einmal den Bedeutungsverlust der institutionalisierten Träger von Religion: erst nach dem kirchlichen Verlust des Deutungsmonopols in Sachen Religion und Gott öffnen sich die nun genutzten künstlerischen Freiräume.

Für religiöse Bildungsprozesse stecken diese Entwicklungen Grenzpfosten ab: gegen alle schwerblütigen Parolen der Moderne von Gottesverdunstung, Gottesvergiftung oder Gottesüberwindung werden hier *neue Möglichkeiten der Gottespräsenz* aufgezeigt. Der Gottesgedanke verschwindet nicht so einfach aus unserer Gesellschaft, verändert vielmehr Form und Reichweite seiner Anwendung. Im Kontext der Postmoderne darf oder muss man sich Gott „gönnen“, bleiben Gottesrede und religiöse Besinnung literarisch produktiv. Dieser neuen Form der Gottesrede kann man sich lesend annähern. Religiösem Lernen stellt sich im Kontext dieser neuen Entwicklungen eine neue Aufgabe: Lernwege zu entwerfen hin zu einer nachkritischen, nicht naiv-unhistorischen, aber auch nicht in den Sackgassen der modernen Verstummensprozesse gefangenen Annäherungen an Gott. Lesende können entdecken, dass es jenseits der Gotteskritik und durch sie hindurch, jenseits der Theodizee und durch sie hindurch, jenseits der Erfahrungen von Gottesverflüchtigung im Alltag prägende Denkerinnen und Denker unserer Zeit gibt, die sich neu daran machen, über Gott nachzudenken und diesem Prozess Raum und Sprache zu geben. Am Prüfstein literarischer Gottesrede kann und muss sich auch kirchliche Gottesrede neu bewähren und schärfen.

Bei all diesen strukturierten Annäherungsmöglichkeiten an Gott darf aber nie vergessen werden, dass es sich dabei um eine Dimension handelt, die sich letztlich Verfügbarkeit und Planbarkeit entzieht. Darauf macht die Schriftstellerin *Felicitas Hoppe* aufmerksam, indem sie abschließend die Prioritäten zurechtrückt: Letztlich komme „es nicht darauf an, dass wir Gott nicht aus den Augen verlieren, sondern darauf, dass ER UNS nicht aus den Augen verliert.“<sup>20</sup>

<sup>20</sup> Felicitas Hoppe, Man muss eben ein Sohn Gottes sein – Erinnerungen an J. D. Salinger, in: Joachim Kalka (Hg.), Schreiben/Glauben. Miszellen zu Literatur und Religion, Göttingen 2008, 19–23, hier: 22.



► Georg Langenhorst, Literaturwissenschaftler und Autor, ist Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts/Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.

<sup>19</sup> Ralf Rothmann, Junges Licht. Roman, Frankfurt 2004, S. 111.